

Die Fremde Welt



Nr. 15

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

Carl Leberecht hegte noch die naive Freude des Emporkömmlings an seinem Glücke. Es war ihm ein Gemüß, sich dem armen Verwandten gegenüber in seinem Wohlstande und Ueberflusse zu zeigen. Er sprach von dem Umsatz, den er jährlich habe, von den Leuten, die er beschäftige, und den Löhnen, welche er zahle, er brüstete sich mit seinen Geschäftsverbindungen. Dann erzählte er, wie er nur ganz klein angefangen, mit nichts. Er rühmte sich seiner armseligen Herkunft und targte nicht mit Selbstlob. Seiner Tüchtigkeit allein verdanke er es, daß er jetzt so dastehet. Er wolle dem Neffen mal anschauen setzen, warum der Büttnerbauer und der ganze in Halbenau zurückgebliebene Theil der Familie es zu nichts gebracht habe. Dabei stellte er sich klopfig vor Gustav hin und legte ihm die Hände auf die Schultern: „Siehst! Ihr Bauern megt noch so sehr schufsten und würgen, Ihr megt fröhlich stehen und den ganzen Tag uf'n Flecke sein, Ihr megt sparen und jeden Pfeng umbreihn, wie Dei Vater 's macht, das mugt Euch Alles nischt! Ihr bringt's doch zu nischt, Ihr Bauern! Vorwärts kommt Ihr im Leben nich, eher rückwärts! Und das will ich Dir sagen, woran das liegt: das liegt daran, daß Ihr nicht rechnen kennt. Was a richtiger Bauer is, der kann nich rechnen. Und wer nich rechnen kann, der versteht och von Gelde nischt, und zu'n Geschäfte taugt er dann schon gar nischt. Heitzutage mug Genere rechnen kennen; das is die Hauptsache. Sieh mich a mal an! Ich bi in Halbenau uf de Schule gegangen. Ich ha' och nich mehr gelernt, als Dei Vater. Ich war a rechter Nichtsnutz als Junge, das kannst De globen! Aber, siehst De, rechnen hab' ich immer gekunnt. Da war ich immer a Lumnich! Siehst De! Und badermit ha ich's gemacht. Damit ha' ich mich durch die Welt gefunben. Und wer bin ich jetzt, und was seid Ihr! — Darum werd't Ihr Bauern 's och nie nich zu was bringen, weil, daß Ihr nich ordentlich rechnen kennt.“

Gustav, für den diese Anseinersehung nicht gerade schmeichelhaft war, fühlte doch keine Veranlassung, dem Onkel zu widersprechen. Er kannte nur einen Wunsch, die Zusage von dem Alten zu erlangen; darum mußte man ihn bei guter Laune zu erhalten suchen. Er kam wieder auf sein Verlangen zurück.

Der Onkel klopfte ihm auf die Schulter und lächelte ihn freundlich an. Er wolle sehen, was sich thun lasse, meinte er, und er sei nicht so Eimer, der seine Nutsverwandten im Stiche lasse; aber eine bindende Zusage gab er nicht. Er könne nichts Bestimmtes versprechen, erklärte er schließlich, von Gustav gedrängt; da hätten noch Andere ein Wort mit zu sprechen.

Im Nebenzimmer hatte Gustav zwischen durch Stimmen gehört; wie es ihm klang: weibliche Stimmen. Und zwar schien sich eine ältere mit einer jüngeren Frauensperson zu unterhalten. Schließlich that sich die Thür auf, und in's Zimmer trat eine alte Frau, die Tante, wie Gustav richtig vermuthete.

Sie war um einige Jahre älter als ihr Gatte. Die grauen Haare trug sie unter einer Morgenhaube mit lila Bändern. Sie musterte den fremden, jungen Mann, aus kleinen Maulwurfsaugen neugierig spähend. Ihr altes, verwelktes Gesicht nahm sofort einen beleidigenden Ausdruck an, als sie vernahm, daß er ein Büttner aus Halbenau sei. Mit diesen Bauersleuten hatte sie nie etwas zu thun haben wollen. Sie würdigte den Neffen keiner Anrede, nahm den Gatten bei Seite und redete in ihn hinein, wispelnd und hastig, mit einer Stimme, welche durch die Jahnlosigkeit so gut wie unverständlich wurde. Gustav konnte nicht verstehen, was sie sagte, er merkte nur an ihrem ganzen Benehmen, daß die Tante wenig zufrieden mit seiner Anwesenheit sei. Der Onkel schien sich vor ihr zu entschuldigen. Sein Wesen machte nicht mehr den zuversichtlichen Eindruck wie zuvor. In ihrer Gegenwart erschien er minder selbstbewußt, ja geradezu kleinlaut.

„Pfeift der Wind aus der Eckel“ dachte Gustav bei sich. Also der Onkel war nicht Herr im eigenen Hause! Da mußte er freilich für das Gelingen seiner Pläne zittern.

Bald kamen auch noch die anderen Mitglieder der Familie herbei: der Better, welchen Gustav vom Laden her kannte, und eine Kousine. Eine Anzahl anderer Kinder hatte geheirathet und befand sich außer dem Hause. Die Kousine war das jüngste Kind der Ehe und stand im Anfang der Zwanzig. Sie hätte können hübsch sein, wenn sie nicht die kleinen, versteckten Augen der Mutter geerbt hätte. Auch sie hatte kaum einen Gruß für den Better übrig. Das war die richtige Stadtdame! Mit ihrer engen Taille, der hohen Frisur und den wohlgepflegten Händen. Wenn Gustav damit seine Schwester verglich — und das war doch Geschwisterkind!

Es wurde ihm plötzlich sehr unbehaglich zu Muth. Mit diesen Leuten hatte er kaum etwas mehr gemein, als den Namen. Die ganze Umgebung muthete ihn fremd an: die polirten Tische, die Spiegel, die Sammetpolster. Ueberall Decken und Teppiche, als schäme man sich des einfachen Holzes. Dort stand sogar ein Piano, und auf einem Tischchen lagen Bücher in bunten Einbänden. Wie konnten sich die Leute nur wohl fühlen, umgeben von solchem Krimskrans! Man mußte sich ja fürchten, hier einen Schritt zu thun oder sich zu setzen, aus Angst,

etwas dabei zu verderben. Das war doch ganz etwas Anderes daheim, in der Familienstube. Da hatte jedes Ding seinen Zweck. Und auch mit den Leuten war man da besser daran, so wollte es Gustav scheinen; weniger fein waren sie allerdings als diese, aber sie waren offen und einfach, und nicht geziert und heimlich, wie die Sippe hier!

Es wurde zu Tisch gegangen. Gustav saß neben dem Onkel. Das war sein Glück, denn der hatte doch hin und wieder ein freundliches Wort für ihn. Die Tante ließ es bei mißgünstigen Blicken bewenden. Better und Kousine unterhielten sich die meiste Zeit über mit einem Eifer, als bekämen sie sich sonst niemals zu sehen. Dem Tone ihrer Unterhaltung merkte man die Schadenfreude an darüber, daß der dumme Bauer doch nichts von dem verstehen könne, wovon sie sprachen.

Gustav dachte im Stillen, daß die Teller wohl nicht so oft gewechselt zu werden brauchten, aber daß es dafür lieber etwas Handfesteres zu beißen geben möchte. Ein Mädchen ging herum mit weißen Zwirnhandschuhen und einer Schürze angethan. Sie trug die Speisen vor sich auf einem Brette. So oft sie andot, sagte sie: „Bitte schön!“ Gustav fand alles das äußerst sinnlos. Von der Kaserne und dem Elternhause her war er gewöhnt, daß man, ohne viele Umstände zu machen, aus einem Napfe aß und sich setzte und aufstand nach Belieben. Aber hier war man an seinen Stuhl gebannt, mußte warten und schließlich mit kleinen, zugemessenen Portionen seinen Hunger stillen. Die Kousine rümpfte überlegen die Nase, als er während des Essens um ein Stück Brot bat, und zwar um ein großes, weil das seine schon alle geworden sei.

Nach Tische, als man beim „Stippplafsee“ beisammen saß, kam noch ein junger Mann hinzu, der Bräutigam der Kousine. Ein geschneigetes Herrchen, um einen Kopf kleiner als die Braut, welcher die Büttner'sche Körperlänge eigen war. Der wohlpomadisirte junge Mann, mit einer bunten Weste über dem Schmerbauche, riß äußerst verwunderte Augen auf, als er einen Fremden in der Familie vorfand. Er beruhigte sich jedoch, nachdem er in einer Fensternische von seiner Braut genügende Aufklärung über Gustav's Persönlichkeit erhalten hatte.

Später zogen sich die Frauen zurück, damit die Männer von Geschäften sprechen könnten. Frau Büttner hatte zuvor noch ihrem Gatten mit wispelnder Stimme Verhaltensmaßregeln gegeben.

Gustav befand sich allein mit Onkel, Better und dem korpulenten Bräutigam. Man schien zu erwarten, daß er sprechen solle. Er merkte sehr bald, daß es ganz etwas Anderes sei, vor diesen hier seit Anliegen vorzutragen, als am Morgen, wo er den

Onkel allein hatte. Er fing einen Blick auf, den sich Better und Bräutigam zuwarfen.

Nachdem Gustav eine Weile gesprochen, nahm der Better das Wort. Gustav möge sich nur nicht weiter bemühen, sagte er, man werde auf seinen Plan nicht eingehen. Dann setzte er auseinander, warum das Geld nicht gegeben werden könne, ja, daß es ein „sträflicher Leichtsin“ sein würde, wenn man es geben wolle. Er sprach in Ausdrücken, die der Bauernsehn kaum verstehen konnte. Das Geld würde „à fond perdu“ gegeben sein; von „non valeurs“ und „Damen-Hypotheken“ sprach er; man dürfe nicht „Lebendiges auf Todtes legen“, erklärte er mit wichtiger Miene.

Der fette Bräutigam nickte Beistimmung, und Karl Leberecht lauschte mit einer gewissen Bewunderung den Auseinandersetzungen seines Sohnes. Er war stolz auf den Jungen, der so gelehrt sprechen konnte. Der war freilich auch auf der Handelschule gewesen; von dort stammten seine schlechten Augen und die fremden Ausdrücke.

Das Ende war, daß Gustav's Anliegen im Familienrathe abgeschlagen wurde. „Wir können es nicht verantworten, so viel Geld aus dem Geschieße zu ziehen und in einer verlorenen Sache anzulegen,“ so redete Karl Leberecht schließlich seinem Sohne nach.

Gustav zog unverrichteter Sache ab. Im letzten Augenblicke, als er sich schon verabschiedet hatte, im Halbkunzel des Flurs, steckte ihm der Onkel noch hastig etwas zu, ohne daß es die Anderen bemerkt hatten. Es war, wie sich später bei näherer Besichtigung ergab, ein Kistchen extrafeiner Havana-Tabak.

Nach solchen Erfahrungen sagte sich Gustav, daß an eine Erhaltung des Bauerngutes nicht mehr zu denken sei. Er war auf den väterlichen Hof zurückgekehrt und half dem alten Manne nach wie vor in der Wirtschaft, aber im Stillen war er mit sich selbst in's Reine gekommen, daß er sein Geschick von dem der Familie trennen müsse. Er stand nicht allein da, es gab Personen, die ihm noch näher standen als Eltern, Bruder und Schwestern; er mußte vor allen Dingen für Die sorgen, die auf ihn als ihren alleinigen Ernährer blicken durften: für Pauline und den Jungen. Er war bereits beim Standesbeamten und beim Pastor gewesen und hatte gemeldet, daß er im Frühjahr seine Braut zu ehelichen beabsichtige.

Aber als Eheleute brauchten sie ein Heim. Auf dem Bauerngute konnte er mit Frau und Kind nicht leben, das war klar. Der Versorger einer Familie mußte einen festen Beruf haben. Das Gefühl wachsender Verantwortung lastete schwer auf dem jungen Manne; machte ihn unsicher in seinen Gefühlen und unsät in seinen Handlungen. Er ging viel in der Nachbarschaft umher, fragte, horchte hierhin und dahi, blickte auch in die Zeitungen, immer in der Erwartung, daß er etwas finden möchte, was ihm zusagte. Er wollte einen Dienst annehmen, welcher Art, das wußte er nicht einmal bestimmt. Mit allerhand abenteuerlichen Plänen trug er sich; sogar an's Auswandern dachte er.

Pauline hörte ihm ruhig zu, wenn er seine Zukunftspläne entwickelte. Sie wußte ihn zu trösten und aufzuheitern durch die nie versiegende Güte ihres Wesens. Das Mädchen ließ sich von seinen Sorgen nicht anstecken. Seit sie seiner sicher geworden, war große Ruhe über ihr Gemüth gekommen. Als echte Frau vergaß sie in unsicherer Zeit nicht die Besorgung des Nächstliegenden. Jetzt galt ihr ganzes Sinnen und Trachten der Beschaffung ihrer Ausstattung. Wo sie wohnen und leben würde, das wußte noch Niemand; aber das war auch beinahe nebensächlich! Das Eine stand fest — das war das große Ereigniß ihres Lebens, der köstliche Preis ihrer Liebe und Treue durch so viele Jahre — daß sie ein Paar wurden. Sie war ihm von ganzem Herzen dankbar dafür, daß er ihr doch die Treue gehalten. Wenn er jetzt auch manchmal unwirksam war und schlechte Laune zeigte, das beachtete sie kaum; dergleichen konnte sie nicht einen Augenblick

an ihm irre machen. Sie liebte nicht mehr mit jener jungen, heiß aufwallenden und leicht getränkten ersten Leidenschaft; ihre Liebe war die gesättigte, bewährte des befriedigten Weibes, das nur noch eine Sorge kennt, den Vater ihres Kindes dauernd als ihr Eigenthum zu halten. Sie hatte ihren geheimen Ehrgeiz. Sie wollte nicht, daß Gustav sie ganz ohne Aussteuer nehmen solle. Wenn bei ihrer Armuth das Brautgeld auch nur klein sein konnte, ganz mit leeren Händen wollte sie nicht kommen. Man sah sie in jener Zeit viel mit Scheere, Zwirn und Elle beschäftigt, und Leinwand und bunte Stoffe lagen in ihrer bescheidenen Kammer ausgebreitet.

Die Kunde war zu Gustav gedrungen, daß auf dem Mittergute die Stelle eines ersten Aufsichters frei geworden sei. Er ging sofort hinüber, um sich darum zu bewerben. Die Nachricht erwies sich als ein falsches Gerücht. Der jetzige Aufsichtser dachte nicht daran, seinen gut bezahlten Posten aufzugeben. Bei dieser Gelegenheit lernte Gustav den gräflichen Güterdirektor, Hauptmann Schrott, kennen.

Gustav hatte den Namen dieses Mannes mehr als einmal nennen hören. Der alte Bauer pflegte seine grümmigste Miene anzusetzen, wenn er von ihm sprach. Er treibe seinem Herrn die kleinen Leute vor's Gewehr, wie die Hasen, behauptete er. Von anderer Seite hatte Gustav günstigere Urtheile über den Hauptmann gehört. Er sei menschenfreundlich und vertrete seine Arbeiter der Herrschaft gegenüber, hieß es. Eine Anzahl neuer Arbeiterwohnungen, die erst kürzlich an Stelle der bisherigen elenden Baracken errichtet worden waren, redeten das Lob des Güterdirektors.

„Sind Sie etwa ein Sohn des alten Böttnerbauern?“ fragte der Hauptmann.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Gibt es denn auf dem Gute Ihres Vaters nichts für Sie zu thun?“

Das läge so in den Familienverhältnissen, gab Gustav ausweichend zur Antwort. Er schämte sich nämlich, daß er, der Sohn des Böttnerbauern, sich um einen Dienst bewerben mußte.

Hauptmann Schrott betrachtete sich den jungen Menschen genauer. Seine geweckten Züge und die stramme Haltung bestachen den ehemaligen Offizier.

„Von Ihnen könnte man am Ende mal was Genaueres erfahren, wie es mit der Böttner'schen Sache eigentlich steht — was?“

Gustav meinte: mit seinem Vater stehe es schlecht, und wenn ihm Niemand zu Hülfe käme, würde er sich wohl nicht halten können.

„Genau, was ich Ihrem Vater vor einem halben Jahre gesagt habe! Aber wer nicht hören wollte, war er,“ rief der Hauptmann.

Die Unterhaltung hatte bis dahin auf dem Wirtschaftshofe des Mittergutes stattgefunden. Der Hauptmann hatte zwischendurch einige jüngere Gutsbeamte abgefertigt. Jetzt meinte er, Gustav möge ihn in seine Wohnung begleiten, es liege ihm daran, Näheres über die Angelegenheit zu erfahren.

Man ging auf einem gepflasterten Gange am Stalle entlang. Der Hof bestand aus einem länglichen Viereck. Auf der einen Langseite standen die Stallungen für Milche und Zugvieh, gegenüber waren Schweine und Schafe untergebracht. Quer vor stand die mächtige Scheune mit vielen Tenmen. In der Mitte des Hofes lag die Düngerstätte, von einem Ziegelwall umgeben, eine Schwenne für das Vieh daneben. Ein eingezäunter Mann war zum Fohlengarten bestimmt. Das geräumige Viereck wurde abgeschlossen durch ein stattliches Haus mit Balmbach, die Meierei, in welcher sich das gräfliche Rentamt befand. Hier wohnte auch der Güterdirektor. Die neuen Arbeiterwohnungen bildeten eine Kolonie für sich, umgeben von Deputatsland, das durch den Fleiß der angelegten Leute bereits in fremdliche Gärten umgewandelt worden war. Vom Schlosse sah man von hier aus so gut wie gar nichts. Das lag hinter den dichten Kronen seines Parkes verborgen, als wolle es von dieser Stätte der Arbeit nichts sehen.

Hauptmann Schrott bewohnte im ersten Stockwerk des Meiereigebäudes zwei Zimmer. Die Einrichtung war einfach: lederbezogene Möbel, einige Nohrstühle, ein Büchertisch, ein Sekretär. Alles was zum Manchen

gehört, war reichlich vertreten. Die Luft schon verrieth, daß hier ein leidenschaftlicher Raucher sein Quartier aufgeschlagen habe. An den Wänden waren militärische Embleme zwischen Jagdtrophäen zu erblicken. Ueber dem Schreibtisch hing das einzige Bild, welches das Zimmer schmückte. Es war ein sorgfältig gemaltes Selbstbild und stellte einen Landsitz dar. Ein wohlhuliches Haus, mit einer Veranda davor. In dem bärtigen Manne, der dort inmitten seiner Familie saß, war der Hauptmann leicht wieder zu erkennen. Eine Frau in hellem Sommerkleide schenkte die Mutter der drei Blondköpfe zu sein. Das Bild hing wohl nicht ohne Grund an dieser Stelle. Vom Sopha aus, vom Sorgenstuhl, vom Schreibstisch — wo immer der Bewohner dieses Zimmers sitzen mochte, der Ruhe pflegend oder bei der Arbeit, — wenn er den Blick erhob, mußte er auf dieses Bild fallen.

Hauptmann Schrott war Wittwer, schon seit einigen Jahren. Die Blondköpfe des Bildes waren jetzt erwachsene Menschen und mischten gleich ihm die Füße unter fremder Leute Füßen wärmen.

Der Hauptmann bot Gustav Platz an. Dann holte er sich eine Pfeife aus der Ecke, die bereits gestopft war und auf ihn dort gewartet zu haben schien. Mit Hülfe von Streichholz und Zibibus zündete er sie an und begann mächtige Dampfvolken zu entwickeln. Darauf warf er seine lange Gestalt in den Sorgenstuhl, schlug die Beine übereinander und meinte: „Na, nun erzählen Sie mir mal, Böttner! Ihr Vater ist ein alter Brunnbar. Wenn man dem Manne was Gutes thun will, schnappt er womöglich noch nach Einem. Sie sehen mir aus, als ob sie vernünftiger wären — he!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Der Mann hatte sofort Gustav's ganzes Herz gewonnen. Er nahm kein Blatt vor den Mund, berichtete das Familienunglück, wie es gekommen war, von Anfang an, so viel er davon wußte: die Erbtheilungsangelegenheit, die Ueberschuldung des Gutes, der Kampf des Vaters mit der Ungunst der Verhältnisse, Unglücksfälle, nothwendige Anschaffungen, wachsende Ausgaben, schließlich völlige Verstrickung in die Nege der Gläubiger.

Hauptmann Schrott strich sich mit der Hand über den Bart, rückte ruhig in seinem Stuhle hin und her, wechselte die Beine, und stieß Wolke auf Wolke in die Luft, zwischendurch senzte er; es schien, als ob ihn der Bericht keineswegs gleichgültig lasse.

Schließlich warf er die Pfeife weg und sprang auf. Fluchend lief er im Zimmer auf und ab. „Hatte ich mir's doch gedacht! Heiliges Kreuzdommer Einem ehrlichen Menschen, der ihm helfen will, traut der Bauer ja niemals! Aber wenn die Sorte kommt: Harrassowitz, Samuel Harrassowitz! Wo hat denn Ihr Vater seinen Verstand gelassen, als er dem Teufel den kleinen Finger gab? — Weiß denn Ihr Alter nicht, daß dieser Jude drüben in Börmbsbach das halbe Dorf besitzt? Alles aufgekauft und in Parzellen zerstückelt! Nun haben wir den Bluteigel glücklich auch in Halbenau! Der Marber im Hühnerstall ist nichts dagegen! Binnen Jahresfrist ist so Einem Alles tributpflichtig. Es ist um Was soll denn nun werden, was soll geschehen?“ Er blieb vor Gustav stehen; er suchte mit trüber Miene die Achseln.

„Da seht Ihr's mal, Ihr Bauern, daß Ihr an Eurem Glend allein schuld seid! Euch ist nicht zu helfen! Wie die Schafe rennen sie in's Fener hinein. Ihr Vater ist nun ein Grautoyf; man sollte denken, er hätte sich Weisheit kaufen können bei Allem, was er erlebt hat. Und so Einer geht hin auf seine alten Tage und unterschreibt einen Wechsel beim Juden. Es ist um toll zu werden! Immer wieder die alte Geschichte! Bei Großen wie bei Kleinen. Daß Einer mal vom Unglücke des Anderen lernte — nein! Jeder muß die Erfahrung von vorn an wieder durchmachen, ehe er klug wird. Dann, wenn's zu spät ist, kommen die Thränen — die Selbstanklagen — wenn's zu spät ist.“

Der Hauptmann war während der letzten Worte stehen geblieben, seinem Schreibtische gegenüber. Sein Blick war auf das Bild darüber gerichtet. Die verwitterten Züge des Mannes nahmen für einen

Augenblick einen tief schmerzlichen Ausdruck an. Mit einer Handbewegung schien er das Alles von sich schleudern zu wollen. Dann setzte er seinen Mundgang fort.

„Ja, was soll denn nun werden, Böttner?“

„Wenn der Herr Hauptmann keinen Rath wissen.“

„Wenn Ihr Vater damals vernünftig gewesen wäre, als ich ihn aufsuchte; damals war er noch frei, da hätten wir einen Handel abschließen können. Aber jetzt, wo ihn der Jude bereits im Sack hat! — Mein Graf würde mich schön anlachen, wenn ich ihm mit dem Ansuchen käme, das Böttner'sche Gut freihändig zu erstehen. Es ist ja nicht die Schulden werth, die darauf sind. Wir brauchen ja nur die Substation abzuwarten; denn dazu kommt's ja doch schließlich. Wollen wir's haben, dann bieten wir eben mit. Ihr Vater hat unter allen Umständen das Nachsehen. Wir wollen nur den Wald, das sagte ich schon damals. Uns mit einem Bauernhofe belasten, dazu liegt gar kein Anlaß vor. So steht die Sache. Sie sehen, Böttner, ich kann Ihnen nicht helfen.“

„Ich habe gehört, daß Harrassowitz eine Dampfziegelei anlegen will auf unserem Gute,“ sagte Gustav. „So eine gute Gelegenheit, hat Harrassowitz gesagt, zu einer Ziegelei, wie bei uns, gäbe es bald gar keine wieder.“

Gustav hatte das ohne Hintergedanken gesagt. Der Hauptmann stutzte bei dieser Bemerkung. „Eine Ziegelei?“ rief er. „Habt Ihr denn Lehm?“

„Freilich, is Lehm da! Das haben die Leute schon oft über meinen Vater gesagt, er wäre ein Esel, daß er keine Ziegeln brennen thäte.“

„Und das hat mein Harrassowitz natürlich sofort herausgefunden!“ rief der Hauptmann in unverkennbarem Aerger über die Entdeckung. „Setzt uns da womöglich eine Dampfziegelei direkt vor die Nase hin. Das fehlte wirklich noch zu Allem!“

Jetzt fiel es Gustav auf einmal ein, daß die Herrschaft vor Kurzem eine Ziegelei angelegt hatte. Nun begriff er den Aerger des Hauptmanns. Er war klug genug, zu erfassen, daß dieser Umstand günstig sei und daß man ihn ausnutzen könne. Plötzlich leuchteten neue Möglichkeiten vor ihm auf, an die er nie zuvor gedacht hatte.

Die Lanne des gräflichen Güterdirektors hatte sich in den letzten Minuten wesentlich verschlechtert. Er versetzte einem Stuhle, der ihm in den Weg kam, einen Fußtritt, daß er in die äußerste Ecke flog. „Nun haben wir die Bescheerung! Alles wittert so Einer aus! Alles unterbietet so ein Schuft! Verdirbt uns die Preise, zieht uns die Leute ab und macht uns die Kunden abspenstig — verdirbt die ganze Bevölkerung! Mit der Ziegelei fängt es an, dann kommt eine Stärkemühle oder chemische Bleiche — was weiß ich! Schließlich ist die Fabrik am Orte. Und dann profit Mahlzeit! Dann können wir mit der Landwirtschaft einpacken. Wie ist's denn drüben in Heigelsdorf! Esse an Esse! Die Wässer verdorben, kein Mensch mehr als Feldarbeiter zu haben; Alles läuft in die Fabrik. So wird's hier auch noch kommen. Ich sehe schon die infamen Industriepargel am Horizonte! Alles Rauch und Kohlendunst dann! Na, da kann sich der Graf ja gratulieren, dann hat er einen Landsitz gehabt!“

Gustav sagte zu alledem nichts. Im Stillen war er nicht unzufrieden mit dem Gange der Dinge. Besser konnte es gar nicht kommen. Wenn Herrschaft und Händler sich schließlich noch um das Bauerngut rissen, dann konnte ja nur sein Vater dabei gewinnen.

Der Hauptmann blieb abermals vor dem jungen Menschen stehen, legte ihm vertraulich eine Hand auf die Schulter. „Nun sagen Sie mal, Böttner! Sie sind doch Unteroffizier gewesen und, wie mir scheint, ein anständiger Kerl. Soll denn nun wirklich Ihr alter Vater vom Gute runter und der Jude rein?“

Gustav meinte, mit seinem Willen geschehe das gewiß nicht. Er fing an, Jenen zu durchschauen. Ganz so selbstlos und großmüthig, wie der Herr sich anstellte, war er wohl auch nicht. Es war wohl so, wie der alte Bauer neulich in seinem Aerger gesagt hatte: Den Bauern liebten die Großen, wie die Staze die Maus.

„Das darf nicht zugelassen werden!“ rief der

Hauptmann. „Das Gut ist schon lange in den Händen Ihrer Familie, wie ich höre — nicht wahr? Was soll denn werden, wenn so unter dem alten bauerlichen Grundbesitze aufgeräumt wird! Und wenn erst so Einer, wie Harrassowitz, einen Fuß drinn hat, dann ist er bald Alleinherrscher. Was Sie mir da von der Ziegelei erzählt haben, Böttner, gefällt mir garnicht.“

Gustav hatte bei sich beschloffen, den Mann, der so eifrige Beforgnis für seinen Vater an den Tag legte, beim Worte zu nehmen. Er erklärte, mit einigen Tausend Mark sei Alles gut zu machen. Dann setzte er denselben Plan auseinander, den er neulich seinem Onkel Karl Leberecht vorgetragen hatte. Der Herr Hauptmann möge doch die vom Streichamwirth Ernst Raschel eingeklagte Hypothek übernehmen, bat er schließlich.

„Ich, mein Lieber?“ rief Hauptmann Schroff. „Ich bin ein armer Teufel, wie Sie. Nur noch schlimmer daran, weil ich bessere Tage gesehen habe. Na, lassen wir das! . . . Jeder hat so sein Theil zu tragen. Nein, von mir erwarten Sie, um Gotteswillen, nichts! Ich bin nur der Vertreter meiner Herrschaft; darf nichts Anderes sein.“

„Aber vielleicht könnte sich der Hauptmann beim Herrn Grafen verwenden,“ meinte Gustav. Hauptmann Schroff runzelte die Stirn und strich sich müthig den Bart. „Der Graf! Der ist in Berlin. Der nimmt auch lieber baar Geld ein, als daß er es ausleiht. Wir haben's auch nicht zum Begwerfen, wie Ihr Leute Euch einbilden mögt. Die Ansprüche an so einen Herrn wachsen jährlich, und die Einnahmen verringern sich. In jetziger Zeit eine schlechte Hypothek übernehmen. . . Ich kann meinem Herrn mit gutem Gewissen nicht zureden.“

Er hatte sich wieder in seinen Stuhl geworfen und sann.

„Ihr Vater hängt wohl sehr an seinem Besitze — was?“ fragte er nach einiger Zeit.

Gustav meinte, der Alte würde den Verlust schwerlich überleben.

„Ja, ja, das kann ich begreifen!“ sagte der Hauptmann.

Schließlich sprang er auf von seinem Sitze. „Ich will Ihnen mal was sagen, Böttner! Ich werde die Sache machen! Ich will dem Grafen schreiben. Versprechen kann ich nichts, aber ich kann wohl sagen, der Graf thut im Allgemeinen, was ich ihm empfehle. Die Verantwortung ist nicht klein, die ich auf mich nehme; aber ich will's thun, weil. . . Um der Sache willen will ich's thun.“

Gustav ging vom Rittergutshofe mit viel leichtem Herzen, als er gekommen.

XIV.

Samuel Harrassowitz saß in seinem halbverdeckten Wägelchen, in welchem er über Land zu fahren pflegte. Auf dem Boche der Kutschker mit einer goldbetretenen Livree angethan, die Sam bei irgend einer Zwangsversteigerung billig erstanden hatte. Er war auf der Fahrt nach Wörmsbach begriffen, ein Dorf, in dem er verschiedene Häuser und Landparzellen besaß. Sein Weg führte ihn über Halbenau. Eigentlich hatte es nicht in seinem Plane gelegen, sich hier aufzuhalten, aber als er von Weitem den Giebel des Böttner'schen Hauses winken sah, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, einen Abstecher dorthin zu unternehmen, mal zu sehen, wie die Dinge dort standen. Auf ein Stündchen kam es ja nicht an. Und stets auf dem Plage sein“, das war eines von Sam's Geschäftsgeheimnissen.

Außerdem hatte er den Bauernhof und seine Bewohner nicht ungern. Harrassowitz war einer gewissen Gutmüthigkeit fähig. Er haßte die nicht, welche er schädigte. Auch besaß er Sinn für die Gemüthlichkeit. Er vertilgte nicht gierig; das war nicht klug, und man verdaß sich den Geinß. Er nahm sich Zeit und machte sich öfter das Vergnügen, um seinen Baum herumzugehen, mit den Früchten zu liebäugeln, ehe er sie schüttelte.

Er gab dem Kutschker Weisung, von der großen Straße abzubiegen, und hielt bald darauf im Böttner'schen Hofe.

Die alte Bäuerin erschien in der Hausthür. Sie

erschraf, als sie den Händler erkannte, und vergaß darüber ganz, ihn zu begrüßen.

„Ist denn mein braver Böttner zu Hans?“ fragte Sam.

Die Bäuerin erklärte, er sei mit Karl im Walde und Gustav sei auf's Rittergut gegangen. „Ich biack ganz alleene mit den Madeln,“ meinte sie schüchtern.

„Necht so, Frau Böttner, recht so!“ sagte der Händler im Aussteigen. „Ihr Mann ist ein fleißiger Mann, immer bei der Arbeit, trotz seiner Jahre. Das ist brav! Mein Kutscher kann wohl etwas Hafer bekommen für das Pferd — nicht wahr?“

Die Bäuerin beeilte sich, zu versichern, daß hier Alles zu seinen Diensten stände. Sie schickte sofort Ernestine in den Stall, um Hafer und Heu für das Pferd des Herrn Harrassowitz zu besorgen.

„Leg' die Decke auf,“ befahl der Händler. „Und laß Dir übergeschlagenes Wasser geben — hörst Du! daß er mir nicht etwa Nusten kriegt!“

Nachdem er so für das Wohlergehen seines Thieres geforgt hatte, wandte sich Sam wieder an die Bäuerin. „Und mir machen sie wohl eine kleine Tasse Kaffee zurecht, beste Frau Böttner! Ich bin ganz ausgefaltet von der Fahrt, und Sie kochen ja solch' ausgezeichneten Kaffee; das weiß ich von neulich.“ Damit trat er in's Haus und klopfte der alten Frau wohlwollend auf den Rücken.

Die Bäuerin war nur zu froh, Herrn Harrassowitz eine Aufmerksamkeit erweisen zu dürfen. Der Mann spielte keine geringe Rolle in den Hoffnungen und Befürchtungen der Familie. Sein Name wurde nur mit gedämpfter Stimme ausgesprochen. Die alte Frau wußte, daß ihrer Aller Wohl und Wehe in dieser Hand lag. Nach Weiberart glaubte sie, daß man einen Feind dadurch entwaffnen könne, wenn man ihm schmeichle. Trotz ihrer Lähmtheit, die sich im Laufe des Winters verschlimmert hatte, lief sie auf und ab, rief den Töchtern zu, sie sollten sich sputen, ließ das Feuer schüren, setzte selbst das Wasser an und schaffte heran, was nur irgend im Hause an Lederbissen anzutreiben war.

Sam entledigte sich inzwischen seines Herzpulses, der nach seiner Angabe von den Mädchen breit am Nachelofen aufgehangen wurde, damit er nicht auskühle. Dann ließ er sich selbst in der Nähe des Ofens nieder. „Ein hübsches, warmes Zimmer haben Sie hier, Mama Böttner!“ sagte er in gemüthlich scherzendem Tone. „Es geht nichts über die Temperatur in den Bauernstuben. Ich wollte eigentlich erst durchfahren durch Halbenau; dann dachte ich: mußt doch mal sehen, was Böttner's machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Chinesen im malaiischen Archipel.

Von Heinrich Cunnow.

Die chinesische Auswanderung hat in den letzten Jahrzehnten immer größere Dimensionen angenommen. Ueber die ganze Inselwelt des stillen Ozeans, von Hawaii bis zu Neuseeland und dem afrikanischen Kapland, hat der bezopfte Sohn des himmlischen Reiches seinen Weg gefunden. Nicht ohne das Verdienst der europäischen Kaufleute, die den Chinesen nicht nur oft genug als billige Arbeitskraft herangeholt, sondern ihm auch erst durch die Zerstörung der bei den einheimischen Bevölkerungen vorgefundenen Wirtschaftsformen, durch die Einführung des Plantagenbetriebes, europäischer Handels- und Arbeitsverhältnisse den Boden vorbereitet haben, der ihm die Entfaltung seiner kaufmännischen Talente ermöglichte. So lange die eingeborenen Völkerschaften dieser Inseln noch, in familien-genossenschaftliche Verbände gegliedert, in mehr oder minder kommunitätlich wirtschaftenden Dorfgemeinschaften lebten, fand sich zur Bethätigung des Erwerbs- und Geschäftsinnes der chinesischen Rasse wenig Gelegenheit; und wenn auch in älterer Zeit der Verkehr des Bruders Chinamann mit den Bewohnern der Philippinen und Sunda-Inseln nicht ganz gefehlt hat, so beschränkte er sich doch auf einen recht spärlichen, durch chinesische Dschunken vermittelten Küstenhandel.

Am frühesten haben sich die Chinesen — abgesehen von Hinterindien, das hier unberücksichtigt bleiben mag — auf den Philippinen eingefunden. Bereits im 14. Jahrhundert standen nach alten Urkunden die Chinesen mit Luzon, der nördlichsten der philippinischen Inseln, in Handelsverbindung. Nachdem dann im Jahre 1571, nach der Besiegung des Sultans von Manila, Lopez de Legazpi an der Mündung des Pasig die jetzige Hauptstadt Manila gegründet hatte, stellten sich dort die chinesischen Händler ein, und schon vierzehn Jahre später, also 1585, finden wir in Manila eine kleine chinesische Kolonie von über 1000 Köpfen, die bis zum Ende des 16. Jahrhunderts auf 30 000 stieg.

Dieses Uebergewicht über die herrischen Spanier, das die Chinesen in so kurzer Zeit erlangt hatten, stärkte ihren Widerstand gegen die stets wechselnden Verordnungen des spanischen Regiments, und als dieses in seinem Hidalgo-Stolz nur um so rücksichtsloser seine Verfügungen durchsetzte, kam es 1603 zu einem großen Chinesenaufstand, der aber von den Spaniern blutig niedergeschlagen wurde. Ueber 20 000 Chinesen sollen dabei ihr Leben eingebüßt haben. Trotzdem nahm schon in den nächsten Jahren die Einwanderung der Chinesen und ihre Agitation gegen die spanische Regierung wieder einen bedrohlichen Charakter an. Mussten sich die Chinesen auch vorerst fügen, so glomn doch der Haß unter der Oberfläche fort, bereit, bei erster Gelegenheit zu heller Flamme aufzulodern. Und diese Gelegenheit fand sich 1639, als Spanien mit Holland im Kriege lag und gleichzeitig mit den Sultanen von Mindanao und Sulu in Streit gerieth. Doch auch diesmal wurden die Chinesen geschlagen und von den ungefähr 40 000 Einwohnern, die damals auf Luzon lebten, kam nur ein Fünftel mit dem Leben davon. Diese größeren Aufstände, denen sich in den nächsten Jahrzehnten noch mehrere kleinere lokale Empörungen anreiheten, veranlaßten endlich die spanische Verwaltung, ernsthafte Maßregeln gegen die Chinesenüberfluthung zu ergreifen. Es wurde ihre Einwanderung erschwert, ihnen die Ausübung ihrer religiösen Ceremonien untersagt, den Händlern und Handwerkern unter ihnen hohe Lizenzgebühren und Kopfsteuern auferlegt und zugleich ihre Ansiedelung auf bestimmte Ortlichkeiten und Stadtquartiere beschränkt. In Manila wurden sie auf das Bazarviertel (Parian) und in die Vorstädte Binondo und Santa Cruz verwiesen. Indef führten die sich meist alle paar Jahre ablösenden Gouverneure diese Maßregeln sehr ungleich durch. Während einige die Chinesen mit rücksichtsloser Strenge verfolgten und alle heidnischen Zopsträger von Luzon zu vertreiben suchten, setzten andere sich aus Gründen des Handelsprofits über die königlichen Dekrete hinweg und ließen der chinesischen Einwanderung weitesten Spielraum.

Heute haben die Chinesen im Wesentlichen dieselben Rechte auf den Philippinen, wie die eingeborene malaiische Bevölkerung. Wo sie sich zu größeren Gemeinden zusammengeschlossen haben, steht ihnen ebenso, wie den Eingeborenen, die Berechtigung zu, sich aus ihrer Mitte ihre eigenen Gemeindevorsteher, Tenientes (Amtsgehilfen der Vorsteher), Friedensrichter und Aguaciles (Gemeindepolizeimeister) zu wählen. Vorbedingung ist nur, daß die Erwählten einigermaßen des Spanischen in Wort und Schrift mächtig sind, um mit den spanischen Aufsichtsbehörden amtlich verhandeln zu können, und daß sie — diese Forderung ist charakteristisch für das politische Leben auf den Philippinen — katholische Christen sind. Wer die Verhältnisse nicht kennt, wird vielleicht denken, daß diese letzte Bestimmung auf einem Umwege die den Chinesen theoretisch eingeräumte Selbstverwaltung wieder aufhebt. Das ist jedoch keineswegs so. Ein sehr großer Theil der Chinesen bekennt sich zum Katholizismus, das heißt pro forma, im Grunde genommen hängen sie noch immer an ihrem Ahnenkultus. Für sie ist meist der Uebertritt zur allein seligmachenden Kirche nichts weiter als eine leere Ceremonie, die nichts kostet, aber unter Umständen etwas einbringt. Sobald ihnen das vorteilhaft dünkt, wechseln sie ihre Religion, wie ein anderer Mensch seine Hemden.

Als Steuerzahler sind die Chinesen allerdings

weit schlechter gestellt, als die Malaien. Sie haben eine hohe Kopfsteuer von 30 Pesetas (ungefähr 25 Mark) zu zahlen und müssen überdies für die Erlaubniß zur Betreibung eines Handelsgeschäfts hohe Lizenzgebühren entrichten, je nach dem Umfange des Geschäfts bis zu 500 Pesetas pro Jahr. Trotzdem lebt weit über die Hälfte aller Chinesen vom Handel. Die übrigen sind Handwerker, Quacksalber, Angestellte und Diensthoten. Ackerbau treiben kaum drei Prozent. So anhaltend und unermüdblich nämlich auch der Chinese arbeitet, wenn ihn die Noth zwingt, so wenig ist er doch im innersten Herzensgrunde für schwere körperliche Anstrengungen eingenommen. Wenn es irgend geht, ist ihm das Handeln und Schachern lieber. Und in der eingeborenen indolenten, lebensfrohen Bevölkerung findet er ein gutes Ausbeutungsojekt, dessen Sorglosigkeit er rücksichtslos ausnützt. Fast der ganze Detailhandel in den größeren Ortlichkeiten Luzons ist in den Händen der Chinesen; daneben fungieren sie als Hausierer, Geld- und Pfandleiher, Makler, Einkäufer usw. Selbst einige der größeren Bankgeschäfte Manilas gehören ihnen. Meist kommen sie als junge Leute herüber und treten in das Geschäft eines Landmannes als Gehilfen ein, das heißt sie spielen zu gleicher Zeit Lehrling, Hausknecht und Kommiss. Sobald sie auf diese Art die gebräuchlichen Handelspraktiken, sowie etwas Spanisch und Tagalisch erlernt haben, machen sich die bezopften Jünger des Merkur selbstständig, zunächst als „Sangloyes“ (Hausierer), bis sie es so weit gebracht haben, daß sie sich eine kleine Krämerei einrichten können.

Ihre Frauen mitzunehmen, ist den von China answandernden Chinesen verboten, und man findet deshalb nur ganz ausnahmsweise Frauen rein chinesischer Abkunft auf den Philippinen. Da aber der Chinese, großmüthig wie er ist, nicht gern auf die ehelichen Freuden verzichtet und auferhehliche ihm nicht immer zu Gebote stehen, so sucht er sich, sobald ihm das seine Mittel erlauben, eine Ehegefährtin unter den Malaien oder malaiisch-chinesischen Nestizen. Nach dem philippinischen Gesetz muß er vorher zum Christenthum übertreten, doch das scheidet seinen Seelenfrieden nicht an; und noch weniger scheert er sich darum, ob er schon daheim, im Lande seiner Väter, eine liebende Gattin hat. Das chinesische Gesetz gestattet die Polygamie, und das spanische ist ihm gleichgültig. Er trägt auch durchaus kein Bedenken, wenn ihn später seine Sehnsucht nach dem heimathlichen Schmutz in die Gesilde des himmlischen Reiches zurück zieht, Frau und Kinder sitzen zu lassen. Aus diesen Verbindungen der Chinesen mit den Malaien ist auf den Philippinen, speziell in den Südwestprovinzen Luzons, eine breite Mischlingschicht hervorgegangen: das chinesische Nestizenthum, das jetzt über 200 000 Köpfe zählt. Durchweg haben diese Mischlinge von ihren Vätern neben deren Geschäftssinn auch alle Laster geerbt; dem Opiumrauchen sind sie nicht weniger ergeben als die reinen Chinesen.

Von den Philippinen, theils auch von Java und Singapur aus, haben sich die Chinesen über den ganzen Sulu-Archipel und die Molukken ausgebreitet, doch ist ihre Anzahl gegenüber der einheimischen Bevölkerung gering geblieben. Selbst auf Celebes, der östlichsten der großen Sunda-Inseln, spielen sie keine besondere Rolle. Die eigentlichen Zentren der chinesischen Einwanderung sind Java, das jetzt nahezu eine viertel Million Chinesen beherbergt, und ferner Sumatra, wo seit einiger Zeit die Ausdehnung des Tabakbaues zu großen Chinesen-Importen geführt hat. Früher wurden die Kulis meist durch Agenten in Singapur, Bangkok, Swatow und Amoy für die Pflanzer angeworben; jetzt unterhalten die Letzteren in Amoy und Swatow eigene Werbeagenten, „Brokers“, die direkt durch chinesische Unterhändler die Kulis in den Dörfern der Provinzen Fokien und Kwantung anwerben lassen und sie dann entweder direkt oder über Singapur ihrem Bestimmungsorte zuführen. In Singapur werden diese Kulis in großen Emigrantenhäusern, oder richtiger Schuppen, untergebracht und strenge bewacht, damit dem Agenten seine lebende Waare nicht durch andere Kuli-Brokers abspenstig gemacht wird. Zugleich

werden hier die Leute von einem Arzt untersucht und von einem englischen Inspektionsbeamten, dem „Protector der Chinesen“, examinirt, ob sie ihre Heimath freiwillig oder gezwungen verlassen haben. Das ganze Verfahren hat wenig Werth und scheint beinahe nur darauf gerichtet zu sein, gewisse englische philanthropische Gesellschaften zufrieden zu stellen, denn der Kuli steht so unter dem Einfluß des Agenten und versteht so wenig von der Bedeutung des Verhörs, daß er stets aussagt, was der Agent will.

An ihrem Bestimmungsorte angekommen, werden die Leute auf die verschiedenen Pflanzungen vertheilt und auf diesen in große Massenhäuser, sogenannte „Kongsie-Häuser“, einquartiert. Gewöhnlich besteht eine Chinesen-Ansiedelung auf den Pflanzungen aus zwei solchen, dreißig bis fünfzig Arbeiter beherbergenden Massenhäusern, deren ganzes Inventar oft nur die an den Längsseiten des einzigen großen Gemaches aufgestellten Schlafpritschen bilden. Außerdem hat die Niederlassung ein Aufseherhaus, einige einfache Brunnen und eine große, freistehende gemeinschaftliche Küche mit rings an den Wänden angebrachten Feuerstellen. Sobald nämlich der Chinese sich in das neue Leben hineingefunden hat, beköstigt er sich selbst. Die Zuthaten kauft er in der auf der Pflanzung vorhandenen chinesischen Krämerei oder im nächstgelegenen Flecken. Seine Ansprüche sind ja bescheiden; für gewöhnlich besteht sein Mahl nur aus Reis, getrocknetem Fisch und Thee, allenfalls noch aus etwas Gemüse. Den Genuß von Schweinefleisch, Geflügel und den beliebten Süßigkeiten gönnt er sich nur an großen Fest- und Jahrtagen.

In einem festen Lohnverhältnis stehen nur wenige der chinesischen Kulis auf den Tabakpflanzungen; meist arbeiten sie im Akkordsystem. Alle vierzehn Tage erhält der Arbeiter einen gewissen Vorschuß auf seine Arbeit, bis die Ernte eingebracht wird; dann schätzt der Assistent die von jedem Kuli auf dem ihm zugewiesenen Feldtheil gezogene Anzahl der Stauden und ihre Qualität ab, und nach dieser Schätzung richtet sich der Lohn, den der Kuli schließlich erhält, nachdem die Vorschüsse und der Werth der ihm zum Betrieb überlassenen Geräthschaften abgezogen sind. Hoch ist der Lohn nicht; selbst sehr tüchtige Feldarbeiter kommen nur auf einen Monatslohn von 40 Mark. Fast nie fehlt es bei der Abrechnung an Zanf, Streit und Krawall. Ertiens, weil der weiße Assistent nicht selten recht willkürlich verfährt, dann aber auch, weil der Chinese, mag die Schätzung des Assistenten und des Administrators auch noch so zutreffend sein, sich stets überwohltheilt glaubt. Und in Geldsachen versteht er keinen Spaß, wenn er sich sonst auch die erniedrigteste Behandlung gefallen läßt. Die tägliche Arbeitszeit dauert 11—12 Stunden, während der Erntezeit jedoch oft 16—18 Stunden. Nach unseren Begriffen fristet der Kuli ein trauriges Dasein; sein Leben besteht aus Arbeiten, Essen und Schlafen. Nur an den halbmonatlichen Jahrtagen macht er sich auf seine Art einen vergnügten Nachmittag. Dann zieht er mit seinem Vorschuß nach dem nächsten Marktflecken, wo er Einkäufe macht, zecht und vielleicht — in den Spielplätzen sein sauer verdientes Geld verspielt.

Nicht alle Kulis gelangen auf einen grünen Zweig. Manche kommen durch den Opiumgenuß und die schwere Arbeit bei ungenügender Ernährung dermaßen herunter, daß sie schließlich Unterschlupf bei dem chinesischen Verbrechergesinde der größeren Hafemplätze suchen; andere nehmen immer wieder von Neuem Arbeit auf den Plantagen und sind froh, wenn sie im Alter aus eigenen Mitteln nach China zurückkehren können. Häufig jedoch darbt sich der Kuli nach und nach ein kleines Kapital zusammen und versucht dann als „fliegender“ Händler (Montong) sein Fortkommen zu finden. Geht dies gut, dann richtet er sich bald auf einer Pflanzung oder in einer größeren Ortlichkeit einen Laden ein. Die Waaren erhält er zum Theil auf Kredit von den holländischen Importeuren. Auf diese Weise sind sehr viele der wohlhabenden Chinesen im niederländischen Indien empor gekommen. In einigen Gegenden, z. B. in den Nordprovinzen Javas, haben sie nach und nach den ganzen Detailhandel und kleineren Kreditverkehr an sich gerissen. Von Vortheil ist für den chinesischen



Frühingslomme.
Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel.

Händler, daß er bei seinen Geschäftspraktiken nie von überflüssigen Gewissenskrampeln geplagt wird, speziell das Pleitemachen versteht er vortreflich, und es giebt nur wenige der reicheren Chinesen auf Java und Sumatra, die nicht wenigstens schon einmal Bankerott gemacht haben. Da der Chinese meist höchst unordentlich seine Bücher in chinesischer Sprache führt, kommt bei einer gerichtlichen Untersuchung nicht viel heraus, und selbst, wenn er einige Wochen oder Monate eingestreckt wird, macht ihm das keinen großen Kummer; sobald er frei ist, fängt er mit dem Gelde, das er erschwemelt hat, von Neuem an und ist bald wieder oben auf.

Mit seinem Reichthum steigen auch die Ansprüche des Chinesen. Wohlhabende Händler sparen sich nichts vom Munde ab. Besonders sind sie Liebhaber von Geflügel und Schweinefleisch, während sie Rindfleisch verschmähen. Der reichliche Genuß von fettem Schweinefleisch verleiht, in Verbindung mit den vielen Süßigkeiten, die sie vertilgen, in vorgerücktem Alter ihren Bäuchlein meist eine stattliche Rundung. Nächst gutem Essen kommt ihnen das schönere Geschlecht. Außer seinem rechtmäßigen malaischen oder indoeuropäischen Ehegespons hält der wohlhabende Chinese sich fast immer eine Anzahl Konkubinen.

In den größeren Städten der niederländischen Besitzungen sind die Chinesen auf bestimmte Stadttheile angewiesen, die oft ein ganz chinesisches Aussehen haben. Die hant bemalten Häuser stehen nicht in einer Linie, bald springen sie gegen die Nebenhäuser um einige Fuß vor, bald wieder treten sie zurück; dazu wechseln sie in allen Formen und Größen. Weinake jedes der Häuser hat einen großen Vorraum, der bei den Ladengeschäften nach der Straße zu ganz offen ist und des Nachts durch Bretter geschlossen wird. Gegenüber der Thür steht im Vorraum der Opfertisch mit den brennenden Kerzen oder Opferhölzern. Die Thüren und Fenster sind an der Straßenseite mit bunten Schildern und Sprüchen bedeckt. Alles strahlt von Schmutz, und aus den dumpfigen Wohnungen dringen in lieblichem Gemisch, da die Handwerker dort zugleich ihr Gewerbe betreiben, die wunderbarsten Gerüche hervor. Eine widerliche Atmosphäre — echt chinesisches!

Rechnerische Spielereien.

Von B. Erdmann.

Das geistvolle Schachspiel, das kombinationsreiche Spiel der 64 Felder, auf welchen jede der beiden Parteien durch die Stellung ihrer Figuren den gegnerischen König einzuschließen, ihn matt zu setzen sucht, soll nach einer alten indischen Erzählung den Schah (König), für den es von dem weisen Brahmanen Sissa erfunden wurde, so außerordentlich erfreut und entzückt haben, daß der Schah den Sissa aufforderte, sich ein beliebiges Geschenk von ihm auszubitten. Die weisen Indier, die in der edlen Rechenkunst alle übrigen Völker weit übertragen — von ihnen stammt z. B. unser Ziffernsystem — liebten es, ihre Kunst auch in Scherzen zu zeigen; Sissa verlangte daher von dem Schah eine Belohnung, die auf den ersten Blick nur einen ganz geringen Werth zu haben schien; bei näherem Zusehen stellte es sich freilich anders heraus. Er forderte für das erste der 64 Felder des Spieles ein Weizenkorn, für das zweite 2 Weizenkörner, für das dritte 4, für das vierte Feld 8 Weizenkörner usw. für jedes folgende Feld die doppelte Anzahl Körner, als für das vorhergehende. Der König war anfangs böse, daß Sissa sich eine so geringe Belohnung ausbedenke; als er sie ihm aber geben lassen wollte, merkte er bald, daß das die Kräfte und das Vermögen seines Reiches weit übersteige.

Wie sollte das wohl möglich sein! wird vielleicht Mancher erstaunt ausrufen. Und doch kann eine ganz geringe Ueberlegung zeigen, daß es sich thatsächlich so verhält. Geht man in der angegebenen Weise weiter, so hat man zunächst die folgenden Zahlen zu bilden: 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, 512, 1024. Bei der ersten Zahl hat man bereits mehr, als das Tausendfache des Anfangs.

Nimmt man nun nur 1000 statt 1024, wodurch man offenbar zu wenig erhält, so hat man jedes Mal eine Vertausendfachung, wenn man um 11 weiter gekommen ist. Da das Schachbrett 64 Felder enthält, so würde man fünfmal um 11 weiter gehen können, bis zum 55. Felde, und hätte fünfmal eine Vertausendfachung; für das 55. Feld müßte Sissa also bereits eine Anzahl von Weizenkörnern erhalten, die durch fünfmalige Vertausendfachung der 1 entstanden, also durch eine 1 mit 5 mal 3 oder 15 Nullen ausgedrückt ist, eine Zahl, die als 1000 Billionen zu lesen wäre. Da vom 55. bis zum 64. Felde noch 9 Felder sind, so wäre für das 64. Feld die Zahl noch neunmal zu verdoppeln, also nach obiger Zahlenreihe das 256 fache davon zu rechnen; für das letzte Feld verlangte Sissa also 256 Tausend Billionen Weizenkörner. Die Summe aller Weizenkörner beträgt bei dieser Rechnung das Doppelte der letzten Zahl, also 512 Tausend Billionen. 512 ist etwas mehr als die Hälfte von 1000, mithin die gesammte Zahl etwas mehr als die Hälfte von einer 1 mit 18 Nullen, eine Zahl, die man als eine Trillion bezeichnet; Sissa verlangte also nach dieser Berechnung als Belohnung eine halbe Trillion Weizenkörner, eine Zahl, die aus einer 5 mit 17 daran gehängten Nullen besteht. Wenn man übrigens bedenkt, daß wir bei der 11. Zahl bereits 1000 statt 1024 gesagt haben, so werden wir jetzt meine Leser wohl auf's Wort glauben, das wir dadurch das Resultat 360 mal zu klein bekommen haben, und daß die wirkliche Forderung des Sissa nicht eine halbe, sondern 180 Trillionen Weizenkörner betrug.

Doch wollen wir bei der halben Trillion bleiben und zusehen, wie man dieselbe herbeischaffen könnte.

Die Weizenernte der gesammten Erde betrug in dem guten Jahre 1892 etwa 50 Milliarden Kilogramm. Nehmen wir an, daß 100 Körner erst ein Gramm wiegen, eine Zahl, die sicherlich zu hoch gegriffen ist, so würde jedes Kilogramm 100000, 50 Kilogramm also 50 mal so viel, d. i. 5000000 oder 5 Millionen Körner ergeben. Ein Milliarde besteht aus einer 1 mit 9 Nullen; um die Gesamtzahl Körner der Erde zu erhalten, müßten an obige Zahl also noch 9 Nullen treten; es wäre dann eine 5 mit 15 Nullen. Die von Sissa geforderte halbe Trillion bestand aber aus einer 5 mit 17 Nullen, ist also 100 mal so groß als die gesammte Menge Weizen, die im Jahre 1892 geerntet wurde. Würde man die gesammte Ernte an Roggen, Gerste, Hafer, Mais noch hinzufügen, und sie gleich der Weizenernte ansehen, obwohl sie erheblich geringer ist, so würden immerhin 50 gute Erntejahre dazu gehören, um Sissa zu befriedigen. Bedenkt man übrigens, daß in unserer Rechnung seine Forderung 360 mal zu klein erscheint, so erkennt man, daß er die Getreideproduktion von 50 mal 360 oder fast 20000 Jahren verlangte, also mehr Getreide, als in historischen Zeiten auf der Erde überhaupt produziert worden ist. Der gute König mußte sich bald überzeugen, daß es nicht in seiner Macht stand, diese Forderung, die er anfangs für so bescheiden gehalten, zu erfüllen.

Noch eine andere rechnerische Scherzfrage wird oft in den Rechenbüchern, dort allerdings in genauerer Weise, behandelt. Wenn man sich die Frage vorlegt, zu welcher Summe ein Pfennig angewachsen wäre, den man zur Zeit von Christi Geburt zinstragend angelegt hätte, vorausgesetzt, daß man die Zinsen immer wieder zum Kapital geschlagen, also ebenfalls zinstragend angelegt hätte, so kommt man auch zu einer ungeahnten Zahl.

Hat man ein Kapital zu 4 Prozent ausgeliehen, so bringt es jedes Jahr den 25. Theil seines Betrages an Zinsen, und hat demnach in 25 Jahren seine eigene Größe an Zinsen abgeworfen. Werden die Zinsen Jahr für Jahr zinstragend angelegt oder zum Kapital geschlagen, wie man gewöhnlich sagt, so geht die Verdoppelung natürlich noch schneller, und zwar zeigt eine genaue Rechnung, auf die ich hier nicht eingehen kann, daß die Verdoppelung des Kapitals bereits in 18 Jahren erreicht ist. Bis zum Jahre 1800 wäre die Verdoppelung also 100 mal eingetreten. Nun hatten wir vorher schon gesehen, daß jede 11. Verdoppelung etwa gleich einer Vertausendfachung ist; dieselbe wäre also bis zum Jahre

1800 im Ganzen neunmal eingetreten, und dann wäre noch eine Verdoppelung dazu gekommen. Jeder Vertausendfachung entsprechen 3 Nullen; somit hätte der Pfennig den doppelten Werth von einer 1 mit 9 mal 3 oder 27 Nullen, in Worten wäre er gleich 2000 Quadrillionen Pfennigen oder gleich 200 Quadrillionen Mark geworden.

Eine so ungeheure Summe übersteigt jedes Maß und jeden Begriff. Wäre die gesammte Erdoberfläche aus lauterem, gebiegem Gold, so würde ihr Werth dennoch nicht diesen Betrag erreichen, sondern nur etwa $16\frac{1}{2}$ Quadrillionen Mark, also noch nicht den 12. Theil davon betragen. Zwölf Erdoberflächen aus gebiegem Gold wären demnach notwendig, um die Summe darzustellen, die ein zu Christi Geburt auf Zinseszins* angelegter Pfennig schon vor 100 Jahren erreicht hätte, und heute hätte sich diese Summe noch verdreifacht.

Ach! warum sind meine Aeltern vor vielen 100 Jahren nicht so schlau gewesen, für mich einen Pfennig zinstragend anzulegen. Wie reich könnte ich heute sein! Mit diesem scherzhaften Ausruf wird vielleicht mancher Leser seine Vorfahren anklagen. Doch giebt die durchgeführte Rechnung nicht nur zu solchen scherzhaften Mißbilligen Anlaß, sondern sie hat auch eine sehr ernste Seite und kann zu mancher ernsthaften Betrachtung für die Zukunft anregen. Wenn wir heute um uns blicken, so finden wir eine ungeheure Menge großer Reichthümer in wenigen Händen angehäuft, so daß es völlig undenkbar und auch thatsächlich unmöglich ist, daß die in die Hunderttausende und in die Millionen gehenden Einkommen, die diese Kapitalien ihren Besitzern gewähren, aufgezehrt werden; im Gegentheil werden sie zum Kapital geschlagen und müssen nun ihrerseits den Besitzern ein noch größeres Einkommen gewähren, als dieselben vorher schon hatten. Nur ein kleiner Theil dieser neu aufgehäuften Kapitalien tritt in der Form von Arbeit schaffenden Unternehmungen in die Erscheinung, der bei weitem größte Theil wird in zinstragenden Papieren, z. B. Staatsschuldenscheinen, Hypotheken oder anderen Pfandbriefen auf den Grund und Boden angelegt. Das geht nun schon eine geraume Weile so und wird von Jahr zu Jahr schlimmer; die Schulden des Deutschen Reiches betragen bereits 2 Milliarden Mark, die des preussischen Staates 6 Milliarden, und ähnlich sieht es in den anderen deutschen Vaterländern, wie übrigens in der ganzen zivilisirten Welt. Die glücklichen Besitzer dieser Milliarden Schuldmittel, denen die Zinsen dafür von den Sienererträgen des arbeitenden Volkes alljährlich bezahlt werden, können dieselben, wie gesagt, garnicht aufzehren und müssen sie zum Kapital schlagen. Dadurch wächst in dem nächsten Jahre die aufzubringende Zinssumme noch weiter, und so geht diese Schraube ohne Ende fort. Wir haben hier einen Zustand vor uns, in welchem die Wirkung des Zinseszins, die furchtbare Wirkung der immerwährenden Verdoppelung klar in die Erscheinung tritt. Die notwendige Folge ist eine Auspothierung der arbeitenden Massen, die die immer wachsenden Zinsen, die ja doch nicht vom Himmel fallen, durch ihre Arbeit anbringen müssen.

Aber darin liegt auch wieder ein Trost. Unsere Rechnungen zeigten uns, daß es in Wirklichkeit ganz unmöglich ist, die Wirkung des Zinseszins zu ertragen. Ginge sie ungestört weiter, so müßte bald ein Zustand eintreten, wo die ganze Menschheit angestrengt von früh bis spät arbeiten müßte, um nur den Zins für einige Wenige heranzuschaffen. Daß das nicht das Schicksal der Menschheit sein wird, wissen wir ganz genau; um das zu erkennen, brauchen wir keine national-ökonomischen Kenntnisse zu haben und keine tiefen Einblicke in das komplizirte wirtschaftliche Leben zu thun. So verheßen uns die rechnerischen Spielereien, mit denen wir uns nur zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib beschäftigen haben, zu einer leichten Erkenntniß von der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Zinswirkungen, und bekräftigen uns in der festen und sicheren Zuversicht auf eine glücklichere Zukunft. —

* So nennt man ein Kapital, dessen Zinsen wieder zinstragend angelegt werden.

Großmutterföndchen.

Erzählung von Hans P. Lunde. Aus dem Norwegischen von E. Brausewetter.

Steinklopfers wohnten draußen auf Kladsstrand. Der Mann hieß Lars Bo, aber er wurde meist „der alte Jäger“ genannt, weil er bei den Nyborger Jägern gestanden hatte. Er war wortfarg und mürrisch, aber sonst ein alter Kraftmensch und ein unermüdlicher Arbeiter. Sein Gesicht sah aus, als hätte er es einmal erfroren, auf der großen Nase sah eine hervorstührende Gade, die Augen hatten einen Glanz wie Feuersteine.

Maren, die Frau des „Jägers“, war groß und hatte dichtes, schneeweißes Haar. Ihr Aussehen wie ihre Rede und ihr Benehmen hatten etwas Altnordisches an sich, etwas von der Großartigkeit eines Sagaweibes. Ihr Benehmen war stets gleich ruhig und unverzagt, ob sie mit Thresgleichen oder mit Leuten, wie der Pfarrer oder der Gutsherr, sprach. Schwere Tage hatten ihr wohl ihren Stempel aufgedrückt, aber sie nicht gebrochen.

Schön und frisch, ein Stückchen Urwelt war der Ort, wo sie wohnten. Wenn die Sonne rötlich im Frühlingsnebel flammte, wie ein Scheiterhaufen in dicken Rauchmassen, war Kladsstrand am schönsten: sein breiter Nasen an der Fjordmündung, die verkrüppelten Moorweiden und das Gebüsch, die plumpen Felsblöcke, welche ringsumher emporragten, das funkelnde Meer — Alles dort draußen konnte sich dann plötzlich in blendendem Glanze zeigen: aber es konnte auch jäh im Nebel begraben werden, wenn das schelmische Sonnenlicht sich hinter großen Felsenwänden verbarg.

Der Sturm fauste mit wildem Rauschen durch Kladsstrands Buschwerk, als ich an einem Novembertage, kurz vor Abend, die halbdunkle Stube der Steinklopferfamilie betrat. Das Entelkind der Alten, ein stiller, dunkelhaariger, zwölfjähriger Junge mit Namen Anders, sah im Flammenschein des Ofens und hörte genau auf das, was seine Großmutter erzählte. Der Mann war noch nicht von der Arbeit heimgelommen. Das Talglüh im Leuchter wurde angezündet, worauf Maren sich am Kofen zurechtsetzte. Während sie spann, erzählte sie eine Geschichte, um die ich sie gebeten hatte.

Der Sturm wüthete heftig an der Hausthür und orgelte und pfliff durch alle Oeffnungen, Löcher und Ritzen der Hütte. Die Strandvögel schrieten und man vernahm ein zischendes Schnauben, wenn die Bogen mit weißen, flatternden Klammern in fliegender Eile über hohe Tanghaufen und Steine am Fjordstrande hinjagten.

„Gott weiß, wie unser Vater bei dem Heidenwetter heimkommt,“ sagte sie, als der Regen auf den Fensterscheiben Trommelwirbel zu schlagen begann, „seitdem er sich bei Sören Stark's Begräbnis verhoben hat, ist mit ihm nichts mehr los.“

„Womit hat er sich denn verhoben?“ fragte ich. „Das will ich Dir sagen. Als Sören's Leiche in's Grab hinabgelassen werden sollte, ging ein Knoten an dem einen Strick auf, so daß der Sarg sich selbst zu empfehlen drohte. Da sprang Lars in's Grab hinunter und stemmte den Rücken gegen den Sargboden, bis der Strick in Ordnung gebracht war. „Habe ich ihn früher getragen, werd' ich ihn auch wohl jetzt noch tragen können,“ sagte er. Er hatte ja Sören so oft aus dem Gasthause an die Luft gesetzt, denn die Weiden waren beständig im Streit miteinander. Als Lars aus dem Grabe wieder heraustrat, sagte er kenchend: „So schwer ist er mir noch niemals gewesen.“ Es war, als wenn er einen Schuß in den Rücken bekommen hätte.“

Zur Abwechslung setzten Anders und ich uns hin, um in einem Stoß alter Kalender, die in einem Lederband gesammelt waren, Bilder anzusehen. „Was willst Du denn einmal werden?“ fragte ich ihn.

„Ich glaube, ich will zur See — wie der Lootie auf der anderen Seite der Landspitze,“ kam es zögernd über die Lippen, mit verlegenem Schielen nach der Alten hin.

„Neb' nicht so was,“ sagte die Frau ernst. „Du sollst doch zu Hause bleiben und uns Alten helfen.“

„Man muß doch aber hinaus, wenn man etwas werden soll,“ wandte der Junge ein. „Hier im Kalender habe ich von einem Manne gelesen, der Bischof wurde, und seine Eltern hatten auch nur ein ganz kleines Hänschen.“

„Es waren doch wohl nicht seine Eltern und das kleine Hänschen, was ihn zum Bischof machte, scheint mir,“ sagte sie pfliffig. „Reisen? Nein, Du würdest Dich bald nach Großmutter's Brei-topf sehnen!“

Die Augen des Jungen wurden feucht.

„Ja, ich weiß schon, daß es bisweilen schwer genug für Dich sein mag,“ sagte sie, „aber warte nur ab, bis Du mit Deinen Schulaufgaben fertig bist, dann ziehen ganz andere Wolken am Himmel auf. . . . Es ist übrigens sonderbar,“ bemerkte sie zu mir, „daß Anders die Schriftstellen nicht im Kopfe behalten kann, er hat doch sonst einen so guten Verstand, und aufrichtig ist er auch.“

Das Gespräch wurde durch das Kommen des Alten unterbrochen. Ohne guten Tag zu sagen, ließ er den Blick, einen finsternen, forschenden Blick, in der Stube umherschweifen, dann schlug er das Wasser von seinem Hut und murmelte etwas von dem Unwetter.

„Hat Anders seine Aufgaben für morgen gelernt?“ fragte er mit barscher Stimme.

„Ich habe ihn noch nicht ordentlich überhört,“ erwiderte Maren, „aber er hat über eine Stunde daran gelernt, und so, daß hier kein Laut im Hause zu hören war.“

Stumm und gebieterisch setzte sich der Alte auf die Bank, bewaffnete seine Augen mit einer Hornbrille und faltete die Hände über dem Tisch.

„Gieb das Buch her,“ gebot er.

Der Junge gehorchte sofort mit scheuer Miene.

„Na, fang' denn an. Paulus — —“

„Pan — hm — Paulus sagte — —“ stammelte der Junge mit schwerer Stimme.

Der Alte stieß ein Böses klügendes Brummen aus und sah vom Buche mit einem Blick auf, der dem Unglücklichen bis in's Herz hinein drang. Der Junge fing wieder an; mit ein paar Zeilen kam er zurecht, sprang bis zum Schluß des Stückes über, wurde aber augenblicklich durch eine scharfe Neußerung zum Schweigen gebracht und mußte wieder von vorn anfangen. Er schluchzte und wischte sich die Thränen aus den Augen.

Bestimmt verließ ich das Haus, indem ich meinen letzten dort gewonnenen Eindruck dadurch zu vergessen suchte, daß ich mir das Bild der altnordischen Frau und des Jungen in's Gedächtnis zurückrief, wie sie da beim Schein eines Talglühtes saßen, bis der Mann in der Thür erschien.

Im Frühjahr wurde fast jedes Schaf und jedes Stück Jungvieh in Kjaelstrup nach Kladsstrand hinausgetrieben und Maren's Aufsicht übergeben. Schon seit Jahren hatte sie dieses Hirtenamt ausgeübt, das mit viel Scheererei verbunden war, denn sie hatte darüber zu wachen, daß die Heerde nicht auf das angrenzende Moorgebiet ging, so lange der Torf noch draußen stand. Die Bauern bezahlten ihre Arbeit mit einer kleinen Geldsumme, etwas Getreide und einigen Fudern Torf.

Anders half ihr beim Hüten; und als er die Schule durchgemacht hatte, wurde er selbst Hirte.

Feiertage und Wochentage, den ganzen Sommer über, weilte er draußen zwischen bunten Schaaren von Färsen und Klälbern, Lämmern und Schafen. Wenn die Jungvögel mit pfeifenden Flügelchlägen über den Strand hinauften, empfand er eine wilde Lust, ihnen zu folgen. Er sehnte sich fort von seinem alten, strengen Großvater und von dem Spitznamen „Großmutterföndchen“ — hinaus in das freie Leben. Seine gesammelte Kraft ver-

langte, gebraucht zu werden. Es gab Augenblicke, da er daran dachte, zur Nachtzeit mit dem Lootieboot, das auf der anderen Seite der Landspitze vor Anker lag, zu entfliehen; es gab Zeiten, da er mit gespannten Sinnen auf den Jubel der Kjaelstruper Jugend, auf die Hornsignale des Postillons, auf all' die Locktöne lauschte, die in die Einsamkeit Kladsstrands hinausklangen, während wunderliche Ahnungen und Zukunftspläne in ihm mit der Ueppigkeit wilder Schößlinge hervortrieben.

Aber, die Muttererde verlassen, wo jeder Busch, jeder Stein ihn hat, daheln zu bleiben — und die alte Großmutter? Nein, er konnte es nicht, dazu war seine Heimathsliebe ihm zu tief eingepägt.

An einem schönen Septemberabend ging ich, mit der Büchse über der Schulter, den Strandweg entlang, der in großem Bogen von Kjaelstrup durch eine Reihe niedriger, mit Gebüsch bewachsener Hügel hinausführt. Unterwegs blieb ich stehen, um auf eine tiefe und klare Gesangsstimme zu lauschen, welche die des Großmutterföndchens zu sein schien. Da ich ihn nicht sehen konnte, näherte ich mich einem Gebüsch am Rande des Moores, wo sich der Sänger nach meiner Vermuthung aufhalten mußte. Aber kaum hatte ich den Weg verlassen, da verstummte der Gesang. Ich suchte und rief — nein, Anders schien nicht da zu sein.

Als ich zurückging, fuhr ich plötzlich zusammen. Dort, bei einem Torfhaufen, lag der Sänger, so lang er war, im Grase, mit der Hand unter dem Kopf, und blickte verstoßen, mit ängstlichem Schimmer in seinen düsteren Augen, empor.

„Na, da liegst Du!“ rief ich.

„Ja,“ murmelte er und riß einen Grassalm ab. „Du hörtest wohl nicht, daß ich Dich rief?“ Er erröthete und zog bedächtig den Halm durch den Mund.

„Wie geht's sonst, Anders?“

„Ach —“

„Ist es nicht schwer, all' die Schafe und Klälber zu hüten?“

„Ne —“

Er kommt mir schon, dachte ich.

„Aber wenn nun all' das lose Jungvieh Lust bekommt, Dir davon zu laufen, was dann?“

„Dann laufen sie eben davon, so weit sie Lust haben,“ erwiderte er mit launigem Lächeln, „aber man bringt es schon fertig, sie beisammen zu halten.“

Unter solchem Gesplander schritten wir zum Fjord hinab. — Anders war in den letzten Jahren gut gewachsen, er war jetzt groß und breitschultrig, ein wenig schlottrig, wie ein junger, emporgeschossener Baum, aber schlank, ein hübscher Bursche mit braunem, staunigem Gesicht.

„Du hast da eine schöne Büchse,“ sagte er, mit freudlichem Blick auf meine alte Muskete.

„Na, es geht.“

„Sie ist besser, als die des Lootie, mit der feinigsten habe ich einige Male geschossen.“

„Dann ist es am besten, Du versuchst meine auch. Bitte schön. . . .“

„Ich treffe gewiß nichts,“ sagte er, und nahm die Waffe.

Während wir nach einem passenden Ziel ausspähten, flog dicht bei uns eine wilde Ente auf. Mit ledem Wurf nahm Anders die Büchse an die Wange, drückte ab und traf die Ente, die mit langem, ersterbendem „Nack“ in's Wasser stürzte, wenige Schritte von uns entfernt. Der linke Flügel war halb abgeschossen.

„Es ist beinahe schade,“ sagte er, als wir da standen und die todte Ente betrachteten.

„Du hast in jedem Fall gut geschossen. Ich glaube nicht, daß ich es Dir hätte nachmachen können — auf die Entfernung.“

Anders schielte mit einem Blick nach mir hin, der zu fragen schien, ob ich ihn zum Narren halten wollte.

Auf dem Rückwege ließ er einige dunkle Neußerungen über sich selbst und das Verhältnis zwischen

ihm und seinen Großeltern fallen. Ich begriff, daß er sich sehr bedrückt fühlte, und rief daher: „Aber das ist ja nicht auszuhalten!“

„Es hilft nichts, zu murren. Ich sehne mich sehr darnach, hinaus zu kommen — denn hier kann ja niemals etwas aus mir werden — aber die Alten wollen mich ja nicht fortlassen. Könnte ich wenigstens in den Schützenverein hinein kommen, aber auch daraus wird nichts — ich darf nicht. Die Schützen würden mich wohl auch zum Narren halten.“

„Das brauchst Du nicht zu befürchten.“

„O ja. Da ist zum Beispiel Peter; ich weiß, wie er mich in der Schule verhöhnt hat. Und er ist nicht der Einzige. Ich soll ja ein Ausschuß sein.“

„Ach, rede doch nicht.“

Er fuhr fort, als wenn ich nichts gesagt hätte: „Am Sonntag kann ich deutlich die Fahne der Schützen sehen, und ich kann ihre Gefänge und Schüsse hören, wenn der Wind nach unserer Seite geht. Aber es ist schon am besten, wenn ich daheim bleibe, bis ich zusammenpacken kann —.“

Und wie um seine Gefühle zu verbergen, wandte er das Gesicht von mir und blickte auf den weißgesprenkelten Fjord hinaus. Mein neunzehnjähriges Herz wurde plötzlich von Mitgefühl ergriffen.

„Du mußt nicht den Muth verlieren, Anders. Du bist nicht der Einzige, der auf guten Wind warten muß. Ich werde aber ein gutes Wort für Dich bei Deinem Großvater einlegen; wenn es nichts hilft, so schadet's auch nichts.“

„O doch! Er kann auf mich losfahren, wenn er hört, daß ich fort will; er ist ja so verrückt.“

Als wir das Haus erreichten, ging Anders hinein, um etwas zu essen zu bekommen. Während ich auf

ihn wartete, kam Maren um die Hausecke und fing mit mir zu plaudern an.

„Es ist doch merkwürdig mit Anders,“ sagte sie, „er ist ein rechter Sonderling. Aber er denkt brav und hat ein gutes Herz. Der Loofse Peter hat ihm in den Kopf geiekt und ihm eingebildet, wer nicht in die Welt hinaus kommt, bleibt sein Leben lang ein dummer Kerl. Und nun kann sich Anders die Reiegrillen nicht aus dem Kopf jagen.“

„Es ist gewiß nicht recht, ihn zurück zu halten.“

„Kann schon sein,“ klang es mit Nachdruck.

„Es giebt ja Solche, welche weit draußen ihr Glück machen, aber ich kenne auch Andere, die als Schurken und Landstreicher zurück gekommen sind. Was soll man da sagen? Geh Anders einmal fort, so fürchte ich, er bleibt für immer weg. Und thut er das, dann wird das Haus, in dem meine Eltern und deren Eltern gewohnt haben, an fremde Menschen übergehen.“

Nun kam Anders hinzu, und ich sagte Maren gute Nacht.

„Wo steigst Du denn hin?“ rief der alte Jäger ihm zu, indem er den Kopf aus dem Fenster herausstreckte.

„Ich begleite Knud nur ein Stück Weges.“

„Davon hast Du mir nichts gesagt,“ brummte der Alte. „Na, aber Du mußt bald wieder hier sein, Du mußt zu Mortens hinübergehen nach meinem großen Hammer, ich muß morgen früh hinaus.“

Am Kreuzweg, zwischen den Feldern des Pfarrers, trafen wir zwei Mädchen, eine Rothblonde und eine Brünette. Mein Begleiter erröthete und schien in Verlegenheit, wo er seine Augen und Hände lassen sollte.

„Darfst Du Dich auch so weit hinauswagen, Anders?“ fragte die Rothblonde, Vogt's Kathrine, in munterem Scherzton.

„Das ist verwegen,“ fügte die Brünette, die Näherin Ingeborg, nedend hinzu und blinzelte mit ihren leeren Augen.

„Gütet Euch nur selbst!“ murmelte Anders schüchtern.

„Er ist gar nicht so furchtsam, wie Ihr glaubt,“ warf ich ein.

„So? Vielleicht war er es, der voriges Jahr die Leute in Schreden versetzte! Aber das ist nun gleich, wenn Du uns begleitest, Anders, wir sollen gerade nach Deiner Gegend hinaus,“ sagte das frische, dralle Nähmädchen mit schelmischem Blick nach der Freundin hin.

„Ne, das mag ich doch nicht.“

„I, wie stolz Du bist, Anders!“ fiel die Rothblonde ein. „Und so ernst! Dir kann man kaum ein Lächeln abzwängen. Du bringst es doch nicht über's Herz, es ihr abzuschlagen, wenn sie Dich so schön bittet. Komm' jetzt, Alterchen, Deine Großmutter sieht es ja nicht!“

Sie blinzelte der Brünetten zu, und rasch nahmen sie ihn unter die Arme und zogen mit ihm davon. Anders stritt dagegen wie ein Füllen, das zum ersten Male die Halfter fühlt. Durch einige Kraustrude suchte er seine Arme frei zu machen, aber die beiden Bildsagen hatten starke Muskeln und führten ihn unter Jubel und Lachen davon, indem sie ihm auf den Rücken klopfen und ihm beruhigend zuriefen: „Hopp, hopp, Alterchen!“

So weit ich sehen konnte, wurde er immer nachgiebiger.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Frühlings-Einzug.*

Der Frühling stieg zur Erde nieder:
O helle Luft, o Milde Sahn!
Im Herzen regt sich Alles wieder,
So alt vertraut, so selig neu!

So schnell geschah's — kaum kann ich's fassen,
Der graue Winter sei nun todt!
Man fühlte sich so glückverlassen,
Man liebte fast schon seine Noth!

Ach, Seligkeit: es scheint die Sonne!
Und schickt der Tern auch Regen dann:
Er weint sich aus von seiner Wonne,
Daß er so klarer lächeln kann!

Ich möchte alle Menschen fragen,
Ob sie nicht jauchzen woll'n mit mir!
Rein, ganz verschwiegen will ich's fragen!
Ach, Liebchen, nein! ich sag' es Dir!

Richard Dehmel.

* Aus „Erlösungen“. Berlin, Schuster & Koelliker.

Frühlingssonne. Es ist einer der ersten hellen Tage im Jahre. In vollem Strome stühet der Sonnenschein hernieder. Noch hat er die in winterlicher Starrheit liegende Erde nicht zum Leben zu erwecken vermocht. Von dem feuchtkühlen Erdboden prallt er noch ohne fühlbare Wirkung ab. Nur in der Luft lebt und wagt das Licht. Auch der Luft fehlt die Wärme; man fühlt in ihr die Kälte, die aus der Erde aufsteigt. Aber sie ist von einem hellen, schimmernden Glanze erfüllt, sie klimmert und zittert unter den Strahlen der Sonne. In diesem Meer von Licht verschwimmt in der Ferne die weite Nahe mit dem weißglänzenden Himmel, zerfließen die Baumkronen, deren schwelende Knospen noch nicht zum Springen gebracht sind. — Eine Schaar zieht in dem spärlichen Schatten dahin. Hierlich spielen die Sonnenputzen über die dichten Wollkräuter. Es sind ausgezeichnete Thierstücke, die der Münchener Künstler Heinrich Bügel in unserem heutigen Wilde vorführt. Außerordentlich lebensvoll ist die Bewegung der grauborückenden, sich gegeneinander drängenden Schafe wiederzugeben; charakteristisch ist die Darstellung der stockigen Wolle; broßig-neugierig starren die Lämmer in die ihnen noch neue Welt.

Der Gravitationsinn der Pflanzen. Wir mögen ein Samenorn in einer Lage, in welcher wir wollen, in die feuchte Erde stecken, den Keim nach oben oder nach unten oder nach einer Seite, so wird der sich entwickelnde Keim doch stets nach zwei bestimmten Richtungen aus dem Samen wachsen: immer wird, mit nie fehlender Sicherheit, das keimende Stengelchen auf dem kürzesten Wege aus der gleichmäßig dunklen Erde senkrecht emporstreben, und ebenso sicher wird das Wurzelchen senkrecht in die Tiefe dringen. Ja, wenn man die wachsende Pflanze in eine veränderte Lage bringt, so schlägt das Wurzelchen durch eine entsprechende Krümmung seiner Spitze wieder die senkrechte Richtung ein. Die Pflanzenphysiologen fragten sich lange vergeblich, auf welche Weise denn die in den Erdboden gesteckten Samen und keimenden Pflanzen erfahren, welches die ihrem Wachstum am besten entsprechende Richtung ist, da sie besondere Sinnesorgane, wie wir Augen und Ohren, nicht besitzen. Sie nahmen deshalb zwei besondere Fähigkeiten der Pflanzen an und nannten dieselben, insofern die Stengelspitze stets nach dem Zenith strebt, Heliotropismus, und insofern das Wurzelchen stets nach dem Mittelpunkt der Erde strebt, Geotropismus. Sie fanden dann auch, daß der Sitz der Fähigkeit, stets auch bei veränderter Lage senkrecht in die Tiefe zu dringen, sich auf das Ende der Wurzelspitze beschränkt. Es war Charles Darwin, der das zuerst feststellte; denn als er die Wurzelspitze 1,5 Millimeter oberhalb der Wurzelhaube — die Bedeckung des Vegetationspunktes — abschnitt, besaß die Wurzel bei veränderter Lage nicht mehr die Fähigkeit, diese geotropische Krümmung anzuführen. Auch durch eine fortgesetzte, langsam freisende Bewegung einer Pflanze, ähnlich einer Windmühle, bei der sich die Gravitationsrichtung fortwährend ändert, wird, wie Julius v. Sachs gezeigt hat, dieses Vermögen außer Thätigkeit gesetzt. Daher nahm Sachs wohl mit Recht an, daß das Gravitationsgesetz die Richtung bedinge, in der sich die neu bildenden Zellen an die vorhandenen anlagern; und er nannte das daraus entstehende Wachstumsstreben der Pflanze ihren Gravitationsinn. Derselbe ist während des Wachstums der Pflanze mehr oder weniger dem ganzen Körper derselben eigen, zuweilen ist er lokal sehr gesteigert, in anderen Fällen, z. B. bei kriechenden Pflanzen, ist er sehr wenig wahrzunehmen. Bei dem oberirdischen Theile der Pflanzen wird er vielfach durch den Lichtsinn derselben beeinflusst; während dies natürlich bei dem abwärtsstrebenden Theile nicht der Fall ist. Der Gravitationsinn ermöglicht es den Pflanzen, eine feste Haltung im Erdboden zu gewinnen und sich sowohl in der Erde, als in der Luft zu verbreiten, um aus beiden Medien — die Wasserpflanzen aus dem Wasser und der Luft — die Bestandtheile ihrer Nahrung zu entnehmen. Es ist eine

der vielen Bethätigungen ihrer Lebensfähigkeit. Denn obwohl das Leben der Pflanze vielen Menschen thatenlos erscheint, ist es doch ebenso, wie das der Thiere, eine Bethätigung sehr zahlreicher Kräfte und Fähigkeiten zur Entwicklung und Fortpflanzung des Individuums und der Art.

Rammondienner. Schauspiel der Szene: der Garten einer hübschen Villa. Unter dem Lindenbaume saß die Familie beim Nachmittagskaffee, ich als Besucher in ihrer Mitte. Plötzlich türzte in athemloser Hast ein Bedienter heran und meldete: „Herr Baron von Nothschild!“ Feierlich war der Ernst seiner Züge, feierlich der Klang seiner Stimme; der Mann fühlte, daß er der Träger einer außerordentlichen Nothhaft sei. Und außerordentlich war sie, wenigstens in ihrer Wirkung. Wenn es geheißen hätte, die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande seien vorgefahren und wünschten dem Herrn Kommerzienrath ihre Aufwartung zu machen, bombenartiger hätte der Eindruck auf unseren Kaffeezettel nicht sein können. Vater, Mutter, Töchter und Söhne stoben nach allen Richtungen auseinander, um einen besseren Noth anzuthun, um eine frische Haube aufzusetzen, um einen reineren Kragen anzulegen, was weiß ich? Im Fischen hatte die Hausfrau noch die Geistesgegenwart, dem Bedienten etwas vom besten Kaffeegeschirr zuzurufen, welches letztere denn auch alsbald in aller Pracht, eitel Silber und Sèvres, erschien. Wägde rannten herzu mit gestickten Tischdecken, Damastservietten, seidnen Polstern; ihnen folgte nach kurzer Pause erschauert und leuchtend die Familie, Herr von Nothschild in ihrer Mitte führend, und erfolglos die Komödie spielend, als ob sie gerade im Begriff gewesen sei, in den Garten zu treten und als ob der Herr Baron sie in ihrer Gemüthlichkeit nicht im Mindesten gestört habe. So lange der große Mann blieb, lag etwas wie ein Zauberbann auf der Familie. Während dieser Minuten war die übrige Welt nicht für sie vorhanden; all ihr Denken und Fühlen verankert in dem einen Gegenstande der Anbetung. Ich war mir deutlich bewußt, daß ich gänzlich ausgeschlossen hatte, zu existiren.

Aus „Gildemeister's Essays“.

Es giebt wohl keinen Menschen in der Welt, der nicht, wenn er um tausend Thaler willen zum Spigebuben wird, lieber um das halbe Geld ein ehrlicher Mann geblieben wäre.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.